Umfang acht Seiten Einzelbezug 10 Pfennig

DER STURM

WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag: Berlin-Halensee, Katharinenstrasse 5 Fernsprecher Amt Wilmersdorf 3524 / Anzeigen-Annahme Hannover Artilleriestr 15 und Berlin W 35 Potsdamerstr. 111

Herausgeber und Schriftleiter: HERWARTH WALDEN

Vierteljahresbezug 1,25 Mark / Halbjahresbezug 2,50 Mark / Jahresbezug 5,00 Mark / bei freier Zustellung / Insertionspreis für die fünfgespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig

JAHRGANG 1910 BERLIN / DONNERSTAG DEN 22. DEZEMBER 1910 / HANNOVER NUMMER 43

INHALT:



Geburt Christi Zeichnung von Oskar Kokoschka

Still ist es / Still

Es war sehr fern. Im Herbstgebiet,
durchklungen von dem Schall der vielen Quellen.
Mein Auge weltfrei offen im Aether.
Ueber gelben Blättern,
niederwehend bei kalten Brunnen . . .
die ferne Flöte.
Dort stand ich lange mit kristallnem Auge,
es zogen weisse Wolken durch die Zeit,
am Rand der Ströme blinkte dünnes Eis.
Ich blickte einmal auf: und es stand Einer nahe:
und dann erblickte ich immer ihn.
Denn Dieser stand mit Haupt und Schultern
als tragender Riese unterm Sterngewölbe,
hochstützend alle Herrlichkeit der Welt.
Auf seinem Antlitz,
auf seinem wundervoll erhellten Antlitz
erschien das dämmernde Bild der Welt,
Licht und Schatten, spielend um die Lippen,
herquellend masslos aus den Glanz-Bezirken.
Bei solchem stand ich mit kristallnem Auge,
es zogen weisse Wolken mir ums Haupt,
zu meinen Füssen blinkte das Eis.
Und danach kams: Auf seinen Lippen
entstand ein Wort. Nicht hörbar,
aber mir sichtbar. Sinkendes Licht,
aus seiner Welt hinsinkend in die meine.
Ich nahm sein Wort, ich nahm sein Licht, und nahm dann
seine ganze Welt auf meine Schultern.
Das dämmernde All, die strahlenden Lichter,
alle Glut-Gesetze.
Als wär das immer so gewesen,
so stand ich jetzt als Himmel-Träger,
indessen Jener langsam drunter wegging
wie der Welt-Schatten,
hinüberging ins Herbstgebiet
— traumaltes Auge —
dort hinzusitzen mit gestütztem Haupt,
wo kalte Brunnen verschüttet schluchzen
unterm ernsten Laub.
Und Glanz und Finsternis bezog mein Antlitz.
Hohe Vergessenheit. Erschienenes Sinnbild.

Still ist es. Still.
Manchmal kommt noch ein Weib,
wie Erinnerung
steht es in sanfter Ferne,
beschauend mein beglänztes Auge,
den Weltbau, die Lichter,
die Adern meiner tragenden Hände;
und mein beschattetes Geschlecht.

Alfred Mombert

Alte Mädchen

Von Ludwig Speidel

Wie gewöhnlich, wenn die Weihnachtszeit herannaht, habe ich wieder die Nase voll Tannenduft, und diese von der Kindheit her vererbte angenehme Gewohnheit, die ich noch jetzt in jedem Sinne grün nennen möchte, stimmt mich mitteilsam, soweit ein von Natur so kurz angebundener Mensch auf solche freigebige Bezeichnung Anspruch machen darf. Doch schäme sich des Kindes in ihm, wer da will — wir wollen nicht die Philister sein, die altklug von der Höhe ihrer Weisheit herabschauen, wenn unseren Kindern der Wald ins Haus wächst und in jedem Tannenwedel das Harz sich rührt und das warme Gemach mit Wohlgeruch erfüllt. Das ist der wahre Duft der Seligkeit, die Atmosphäre des Kinderhimmels. Das riecht nach Glück und bringt es auch, erschiene es nun in Gestalt von funkelnden Diamanten oder vergoldeten Wallnüssen. Ich höre es wieder in den Wänden rieseln, als ob tausend geschäftige Geister ihr Wesen trieben, die Türklinke knackt leise, ohne dass jemand in die Stube tritt, und ein Rascheln und Flüstern geht durch das Haus, welches man nicht allein dem geschüttelten Rauschgold zuschreiben möchte. Die Familiengeister gehen um, zumal der hundertfältig sich teilende Geist der Mutter, die jedes Bedürfnis kennt und wahrt, vom aufgezogenen Saume des zu langen Unterröckchens bis zum Seelenheile des kleinen Naturheiden, der ihrem Schosse entsprossen ist. Zwischendurch, wenn eine ferne Tür aufgeht, erschallt frisches Kindergelächter, oder ein zärtlich fortgescholtenes neugieriges Gesicht guckt in das Zimmer hinein. Aber die heranwachsenden Mädchen sind schon vom Geiste der Mutter beseelt, denn während die Gute selbst, jeden Wunsch bedenkend den Familienbaum rüstet, putzen sie für arme Kinder eine kleine Tanne, auf deren Spitze sie ein nacktes Knäblein setzen, welches sehr gesund aussieht, und von dem in kindlichen Kreisen die Sage geht, dass es die Welt erlöst habe. Und die Sage hat recht. Kinder, kleine wie grosse — wenn sie gross geworden sind, heisst man sie Genies — erlösen die Welt noch täglich, und am heutigen Kindertage, ihr Kleinen, ist unsere Seligkeit nur ein Abglanz der eurigen. Die kleinen Heilande blicken uns aus ihren grossen Kinderaugen erstaunt an, sie kennen die arge Welt noch nicht und spielen lächelnd mit einer Passionsblume.

Wenn ich aber bei den Kindern dankbar zu Gast sitze und mich an ihrer Seligkeit sonne, so muss ich jedesmal der Stiefkinder des Glücks gedenken, denen der Himmel nur graue Tage und öde Nächte beschert. Ich will noch nicht von den Armen reden, denn was ist arm und reich? Wir sind nie reich genug, um den hohen Flug unserer Wünsche zu erreichen, und selten so arm, dass wir nicht täglich einen Sonnenstrahl der Freude empfangen könnten. Ich will von wahrhaft armen Wesen sprechen, die so oft, wenn alles sich freut, traurig beiseite stehen, traurig und unbeachtet, wenn nicht gar verachtet. Diese Aschenbrödel der bürgerlichen Gesellschaft, am Weihnachtstage, dem Feste der Kinder, doppelte Aschenbrödel, sind — das Wort will garnicht aus der Feder — die alten Mädchen. Alte Mädchen! Mädchen und alt! Es besteht ein solcher Widerspruch zwischen diesen beiden Wörtern, dass sie selbst erstaunt sind, so hart nebeneinander zu stehen. Mädchen — ein Geschöpf voll Verheissung, eine blühende Anweisung auf Leben, Genuss und Glück! Und alt — der Abgrund alles Unwünschenswerten.

So grausam aber diese Bezeichnung auch sein mag, sie ist nicht grausamer als das Geschick der damit bezeichneten. Ein altes Mädchen sein heisst ein Schicksal tragen, an welchem eigene Verschuldung nur in den seltensten Fällen einen bedeutenden Anteil hat Man ist meistens ein altes Mädchen, wie man ein Genie ist; ohne Verdienst oder Schuld; nur mit dem schneidenden Unterschiede, dass dem Genie, weil es das selbstverständlich Göttliche ist, alles als Verdienst, dem alten Mädchen aber, weil es schicksalvolles Unglück trägt, alles als Schuld angerechnet wird. Es gibt im strengsten Sinne notwendigerweise alte Mädchen: Natur und gesellschaftliche Verhältnisse wollen es so, was aber notwendig ist, gerade das an mir verspottet und verlacht zu sehen, ist das unbarmherzigste und unerträglichste. Ein altes Mädchen fordert, wenn nicht Mitleid, doch Mitgefühl heraus.

Schon in frühen Zeiten hat die Frage der alten Mädchen die Geister beschäftigt. Mit seiner heiteren Anschaulichkeit schildert der Vater der Geschichte eine babylonische Sitte, die es mit unserem Gegenstande zu tun hat. „In jedem Dorfe," erzählt Herodot, „wird alle Jahre einmal also getan: wenn die Mädchen mannbar geworden, so mussten sie alle zusammengebracht und auf einen Haufen geführt werden. Ringsumher stand die Schar der Männer. Sodann hiess der Ausrufer eine nach der anderen aufstehen und versteigerte sie. Zuerst die allerschönste; dann, sobald diese um vieles Geld erstanden war, rief er eine andere aus, welche nächst dieser die schönste war, aber alle mit dem Beding, dass sie geehelicht würden. Was nun die Reichen unter den Babyloniern waren, die da heiraten wollten, die überboten einander, um die Schönste zu bekommen; was aber gemeine Leute waren, denen es nicht um Schönheit zu tun war, die bekamen die hässlichen Mädchen und noch Geld dazu. Denn wenn der Ausrufer alle schönen Mädchen verkauft hatte, so musste die Hässlichste aufstehen, und nun rief er diese aus. bis sie dem Mindestforderndeen zugeschlagen wurde. Das Geld aber kam ein von den schönen Mädchen, und auf diese Art brachten die schönen die hässlichen an den Mann. . ." So weit Herodot. Dieser babylonische Methode, eine soziale Frage zu lösen, hängt doch, vom übrigen Bedenklichen abgesehen, ein grosser Fehler an: sie legt einen schwankenden Massstab zu Grunde. Denn was ist hässlich? Es gibt immer noch eine Hässlichere, also keine unbedingt Hässliche. Hässlich sein, ist noch kein Hindernis, reizend zu sein, und wie oft — es gehört zu den Geheimnissen der Liebe — werden die schönsten Männern von hässlichen Frauen beseligt. Hässliche Mädchen, die ihre schöne Seele nicht an den Mann gebracht haben, sind die Minderzahl unter den alten Mädchen.

Man wird aus allen möglichen Gründen ein altes Mädchen, aber zumeist, weil die Natur die Geschlechter ungleich verteilt hat, und weil die Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft nicht danach angetan sind, das gesamte Liebeskapital der Mädchen fruchtbringend anzulegen. So sind die meisten alten Mädchen reine Opfer. Alle die verschiedensten menschlichen Motive spielen zwischendurch. Das alte Mädchen ist oft aller Romantik voll. Sie hat einen Roman gehabt, einen erlebten oder einen erträumten. Er ist ihr gestorben, er hat sie für eine andere verlassen, oder er hat ihr stilles Werben nicht bemerkt. Sie hat ihr Glück vielleicht versäumt, es unbedachtsam ausgeschlagen, oder es ist nie so nahe an sie herangetreten, dass sie es mit der Hand erreichen konnte. Sie sieht sich von der höchsten Aufgabe der Frau ausgeschlossen, und der Kummer darüber geht ihr zeitlebens nach, wenn sie nicht zufällig eine Amazone oder eine Heilige ist. Manche nennen sie glücklich, denn wenn sie die Freude nicht habe, so fehle ihr dafür auch das Leid. Dass sie aber die Freude des Leids nicht hat, das vergessen die meisten. Glück im höchsten Sinne zu gewähren, ist ihr benommen. Frauen können so beglücken. dass in ihnen selbst, sogar unter Kummer und Sorgen, eine Fülle des Glücks wohnen muss. Oder ist nur diese überschwengliche Fähigkeit, beglücken zu können, ihr wahres Glück? Ein unberührter Schatz von Liebe ruht oft in dem Herzen alter Mädchen und geht ungenützt mit ihnen zu Grabe. Ihre verfehlte Bestimmung können sie nicht vergessen, selbst wenn sie ihr Leid ins Kloster tragen. Die Nonne noch spielt mit der Liebe, mit der Ehe. Da ihr das Nächste nicht erreichbar gewesen ist, streckt sie die Arme nach dem Fernsten aus; aber nur, um es ihren Bräutigam zu nennen. Schöner sieht man alte Mädchen in irdischer Tätigkeit walten, indem sie, wenn auch innerlich verblutend und ihre Tränen verschluckend, zu Schutzgenien ihrer jüngeren Geschwister, ihrer Familie oder gar fremder Kinder v erden. Würden sie hassen, so hätten sie ihr Los verdient.

Ich sehe etwas Heiliges in guten alten Mädchen, wie überhaupt im Unglück, wo über der eigenen Verschuldung, falls sie vorhanden ist, eine höhere Macht entscheidend gewaltet hat. Man wird mich wohl am Ende als den Pindar der alten Jungfern verlachen. Sei es drum! Tausende mögen mich verspotten, wenn ich am heutigen Freudentage nur einem jener Wesen, die zu den Opfern der Gesellschaft gehören, mit einem einzigen Worte wohlgetan habe.

Am 25. Dezember 1876

In diesen Tagen erscheint der dritte Band der Schriften von Ludwig Speidel: Heilige Zeiten / Weihnachtsblätter / Verlag Meyer und Jessen / Berlin

Der Kaiser von Utopia
Ein Volksroman

Von Paul Scheerbart

VII

Schilda

Der geheime Regierungssekretär Käseberg hatte an dem Morgen, der dem Frühlingsfeste folgte, sehr zaghaft sein Bett verlassen und sah nun, während er seinen Morgenkaffe schlürfte, sehr zaghaft hinaus auf die Hauptstrasse von Schilda; der geheime Regierungssekretär fürchtete, und nicht mit Unrecht, dass man ihm bald die Fenster einwerfen würde mit schweren, kantigen Steinen; die Tätigkeit der Herren, die in dem dreieckigen Rathause zu Schilda fest angestellt waren, hatte der Stadt Schilda noch keinen Vorteil gebracht, und die Geschäfte standen still.

Die alte Stadt Schilda war vor vielen Jahrhunderten zu Grunde gegangen, aber die neue Stadt Schilda war vor ein paar Jahren von Originalen erbaut worden — von Originalen, die sich vom Volksgeist emanzipiert hatten. Anfänglich brachte diesen Originalen der Humor manchen Vorteil, dann aber zog der Humor nicht mehr, da es den Utopianern viel zu gut ging, sodass das neue Schilda bald in Vergessenheit geriet. Nun waren die neuen Schildbürger nicht sehr fleissig, sie waren sehr querköpfig und unpraktisch, und da sie zudem

om Kaiserreich Utopia wirtschaftlich losgelöst waren — o ging in Schilda bald Alles bergab, und die Lotte Viedewitt hatte ganz recht, als sie sagte:

„Die ganze Emanzipation vom Volksgeiste hat uns loss Jammer und Elend gebracht — und weiter Garichts — Garnichts — Garnichts."

Herr Käseberg dachte, als er bei seiner Morgenigarre den Schildaer Generalanzeiger durchblätterte, erade wieder über die Bedeutung des Volksgeistes ach — da ward er durch Eilboten zum Oberbürgerneister Wiedewitt gerufen.

Herr Moritz Wiedewitt sass im Rathause mit Herrn on Moellerkuchen zusammen; Käseberg und von Moellerkuchen, die beide geheime Regierungssekretäre waren, bildeten die rechte Hand des Oberbürgermeisters. Jnd dieser setzte nun seinen Geheimen eifrigst auseinnder, wie es komme, dass in der Residenz alle Leute lick und fett seien: Uniformen hätten sie alle — und larum müsste ein „Allgemeiner Uniform-Verein für Schilda und Umgegend" gegründet werden. Ausserlem hätten die Ulaleipuaner sämtlich hochtrabende Titel wie — Tambourmajor, Feldmarschall, Rechnungsrat, Kriegsminister, Professor, Kanzleivorsteher undsoveiter — demnach müsste auch ein „Allgemeiner Titular-Verein für Schilda und Umgebung" gegründet werden.

Und Beides geschah, und abends war der General-Anzeiger ganz voll von diesen beiden Gründungen.

Im Kaiserreich Utopia hatten sich die Titulaturen m Laufe der Jahrhunderte sehr verändert; da es Kriege und Heeresorganisationen eigentlich nicht mehr gab, so waren die militärischen Titulaturen auf andere friedliche Beschäftigungszweige übergegangen — so wurden die Agrikultur-Chemiker Feldmarschälle, die Rechtanwälte Tambourmajors, die Standesbeamten Kriegsminister undsoweiter tituliert. Jedenfalls sollte der Titel mmer nur die Tätigkeit charakterisieren — und da war oft aus Scherz Ernst geworden. Und nun wollten die Schildbürger wieder aus dem Ernste einen Scherz machen; allerdings taten sie alles mit sauerer Miene, lass sie schliesslich selbst nicht recht mussten, wo ihr Ernst aufhörte und ihr Scherz anfing.

Der Schildaer Generalanzeiger aber — der hatte jetzt Stoff in Hülle und Fülle.

Und auch Philander der Siebente, der Kaiser von Utopia, las von den neuen Gründungen — und er las lange daran und er lächelte schliesslich sehr lange und berührte zum Zeichen des Beifalls mit der Spitze des linken Zeigefingers seine Nasenspitze — sehr lange liess er diese beiden Spitzen zusammen.

VIII

Der Volksgeist

An dem ersten Sonntag vormittag nach dem Frühlingsfeste sass Philander in seinem grossen Bibliothekssaale wie ein einfacher Privatmann ohne Greisenhaar vor seinem zehn Meter breiten Schreibtisch und as in der neuesten Ausgabe des utopianischen Konversationslexikons unter „Volksgeist" unter Anderem das Folgende:

„Als es vor vier Jahrhunderten unter Kaiser Kasimir dem Ersten modern wurde, den Volksgeist immer höher einzuschätzen und ihm schliesslich eine göttliche Verehrung entgegenzubringen, da dachte natürlich niemand daran, die einfachen tierischen Instinkte eines unentwickelten Volkes als göttliche Angelegenheiten zu bezeichnen und einzuschätzen. Ueberall — in den ersten wie in den späteren Grundlagen unserer utopianischen Religion, die dem Volksgeiste göttliche Verehrung entgegenbringt, wird der Volksgeist immer als ein „Geist" aufgefasst, der nicht bloss in dem Volke, sondern auch über dem Volke lebt — gleichsam eine ätherische Bildung, die Alles durchdringt und Allem die Richtschnur gibt, ohne die Einzelerscheinungen in ihrem Individualisierungsbestreben wesentlich zu behindern. Der von den Utopianern göttlich verehrte Volksgeist ist im Grunde genommen ebenso gut ein unbekannter allmächtiger Gott — wie die gesamten Götter der Vorzeit. Wir haben überall Volk und Volksgeist als zwei wesentlich von einander unterschiedene Begriffe aufzufassen und zu behandeln."

Philander hielt mit Lesen inne, schüttelte den Kopf und telephonierte nach seinem Zeremonienmeister Kawatko.

Kawatko kam sofort, der Kaiser bot ihm eine Zigarre an und rauchte selber auch und zeigte dem Kawatko einen Brief, den er an den Oberbürgermeister von Schilda geschrieben hatte.

Kawatko las und lachte und sagte:

„Ja — willst Du denn den Schildbürgern wirklich so heftig auf den Kopf hauen — bloss dafür, dass sie einen Titularverein und einen Uniformverein gegründet haben?"

„Ich," erwiderte Philander, „habe etwas mehr mit den Schildbürgern vor. Ich las hier im Konversationslexikon so viel vom Volksgeiste — und halte es doch für sehr bemerkenswert, dass sich die Schildbürger so kühn vom Volksgeiste emanzipierten, obgleich sie dadurch doch bloss Kummer und Elend geerntet haben."

Kawatko rauchte in langen Zügen und bemerkte dann leise: „Willst Du vielleicht auch ein Schildbürger werden?"

„Ich werde," versetzte Philander, „ein Jahr nicht Kaiser sein — und da könnte sich Manches ereignen."

Da sprang der Zeremonienmeister auf und drehte sich sechsmal um sich selbst um schrie:

„Himmel! Wetter! Donner und Hagel! Ich sehe Dich schon — Dich, den Kaiser von Utopia, den die hundert besten Utopianer zu ihrem Kaiser machten — Dich, der Du auch zu den hundert besten Utopianern zählst — als Oberbürgermeister von Schilda — von Schilda — die Sache kann lieblich werden — lieblich — lieblich."

Philander stand auf und ging wortlos in seine Privatgemächer; Kawatko starrte ihm wortlos nach und fasste sich langsam an seinen alten Kopf.

IX

Die Priester

„Er hat was gegen uns!" sagte der Oberpriester Schamawi.

„Er hat was gegen uns!" sagten bald alle Priester in Ulaleipu — aber sie sagtens leise und unter einander, wenn kein Laie dabei war.

Und der „Er" war Philander der Siebente, Kaiser von Utopia; der Zeremonienmeister Kawatko hatte von der Audienz mit dem offenen Konversationslexikon — so bestimmte Andeutungen gemacht, dass die gesamte Priesterschaft in grosse Erregung geriet — und Schamawi wurde aufgefordert, mit Klugheit und mit List im Interesse der Priesterschaft vorzugehen.

Schamawi war ein alter Onkel des Kaisers und auch ein alter Oberpriester, der die Gemüter — auch die erregten — zu lenken verstand.

Nicht ohne Ironie sagte er da lächend:

„Meine Herren, wir sind lange Zeit zu sorglos gewesen. Es hat sich in der Tat im Lauf der Zeit die Meinung gebildet, dass das Volk dem grossen Volksgeiste immer näher gekommen sei, und dass diese Annäherung schliesslich eine Verschmelzung hervorrufen dürfte. Schliesslich klingt es nicht mehr so unsinnig, wenn Jemand behaupten möchte, wir beten das Volk an und nicht den Volksgeist. Und das ist es, was mein Neffe uns Priestern in die Schuhe schieben will. Wir haben sehr vorsichtig zu sein. Und wir müssen einsehen, dass wir viel versäumt haben — die Rechtspflege durfte nicht ein so populäres Gepräge bekommen — das hätten wir rechtzeitig verhüten müssen."

Und dann sprach man über die Rechtspflege im Allgemeinen und im Besonderen.

Die Rechtspflege lag nun so im Kaiserreiche Utopia:

Jeder Prozess wurde nicht mehr endgiltig durch die Richter bestimmt — es gab immer noch eine Berufung an das Volk. Auf Staatskosten wurde jeder Prozess, sobald es von einem Kläger oder Beklagten verlangt wurde, in einer Broschüre eingehend geschildert — diese Broschüren wurden dann gratis verteilt — und dann konnte nach einer neuen Prozessordnung schliesslich das Volk in der Sache das endgiltige Urteil sprechen. In der grossen Rechts-Zentrale am Schwantufluss standen sieben kolossale hundert Stock hohe Türme, in denen die juristischen Broschüren verfasst wurden — und da konnte man leicht erkennen, wie heftig das Volk im Lande Utopia mitsprechen durfte — in allen Angelegenheiten.

Und die Priester in Ulaleipu, die den grossen Geist anbeteten, der in unserem Leben die entscheidende Führung hat, begannen traurig zu werden, dass sie diesen grossen Geist gerade „Volksgeist" nennen mussten; das gab immer wieder zu Missverständnissen Veranlassung.

Und der Kaiser von Utopia sagte zu Kawatko am Sonntag Nachmittag:

„Ich bemerke, dass gerade die Priester versäumt haben, Volk und Volksgeist deutlich von einander zu trennen — es wird ihnen heute garnicht mehr gelingen diese beiden Begriffe voneinander loszulösen. Und, daher bin ich geneigt, mich vom Volke zu befreien, und ich gestehe, dass ich mich auch vom Volksgeiste befreien möchte — und das ganz besonders dürfte den Priestern unangenehm sein."

Und das war auch den Priestern sehr unangenehm.

Fortsetzung folgt

Vom lyrischen Idiom

Von Friedrich Kurt Benndorf

Obwohl die lyrische Dichtersprache ihre Ausdrucksmittel mit der Prosasprache teilt, ist sie doch von dieser beinahe ebensoweit entfernt, wie die Sprache der Töne, Farben oder Linien von der Wortsprache. Sie hat ihre eigene (aus einer Logik der Phantasie hervorgehende) Bildlichkeit (Methaphorik) ihre eigene Klanglichkeit (Melodik), ihre eigene Wortbewegung (Rhythmik) und ihr eigenes Tempo. Sie ist ein Idiom.

Die potenzierte Bildlichkeit, duch die sich das lyrische Idiom von der konventionellen Sprache hauptsächlich unterscheidet, bedeutet für den Lyriker nicht eine blosse Erhöhung ornamentaler Reize, sondern ist innere Notwendigkeit seines Schaffens. Was die Theoretiker der Poesie etwa unter Trope, Personifikation, Epitheton ornans begreifen, ist ihm kein blosser „Redeschmuck", sondern unmittelbare Anschauungsform.

Was die Poetiker „Figur" getauft haben wie Anaphora, Polysyndeton, Onomatopöie gehört, ebenso wie Assonanz, Alliteration, Reim und Refrain, zur potenzierten Klanglichkeit des lyrischen Idioms.

Was die Poetik als Inversion, Ellipse etcetera bezeichnet und desgleichen jene Freiheit des Wortgefüges, welche die Griechen ἀταξία und die Franzosen beau désordre nennen, ist Bestandteil des differenzierten lyrischen Rhythmus, der seinerseits an ein metrisches Schema (einen „äusseren" Rhythmus), gebunden oder ohne ein solches selbständig sein kann (der plastische und der musikalische Rhythmus)

Bild, Klang und Rhythmus — ins Sinnlichere hinausgesteigert über das in der Prosasprache schon Gegebene — sind im lyrischen Kunstwerk eine völlig untrennbare Einheit, wie in der Musik Melodie, Harmonie und Rhythmus.

* * *

Es ist versifizierte Prosa, wenn Goethe sagt:

> Hafis Dichterzüge, sie bezeichnen
> ausgemachte Wahrheit unauslöschlich,
> aber hie und da auch Kleinigkeiten
> ausserhalb der Grenze des Gesetzes . . .

Dagegen ist es von Gnaden des lyrischen Urtons, wenn derselbe Goethe „singt":

> Wen du nicht verlässest, Genius,
> nicht der Regen, nicht der Sturm
> haucht ihm Schauer übers Herz —

Viele Gedichte erheben sich — unbeschadet ihrer sonstigen Bedeutung — nur stellenweise zum Niveau des lyrischen Idioms und sind im übrigen metrisch arrangierte Prosa. Zu dieser Halblyrik gehört die Mehrzahl der erzählenden Gedichte (Balladen, Romanzen) und der grösste Teil der Reflexionspoesie.

Und ebenso gibt es zahlreiche Gedichte, die nur die lyrische Gebärde haben: — nur die äusseren Mittel des Metrums und des Reims verwenden und sich mit der Bildlichkeit der Prosa begnügen oder doch nur die schon Gemeingut gewordene poetische Bildlichkeit wiederholen. Beispiele für diese Scheinlyrik lassen sich in unsern „Familienblättern" leicht auffinden

Anderseits trifft man in erzählenden und dramatischen Werken häufig auf Stellen, die dem lyrischen Idiom mehr oder weniger zugehören. Als Beispiel aus der epischen Literatur diene ein „Leitmotiv" (eine Ar Refrain) in dem Novellenband „Tristan" von Thomas Mann das wenigstens seinem rhythmischen Charakter nach ausserhalb der Prosasprache steht:

> „ — er wartete, dass sie kommen möge. Aber sie kam keines Weges. Dergleichen geschah nicht auf Erden."

Aus der dramatischen Dichtung sei ein Fragment der Szene in Kleists „Hermannsschlacht" zitiert, wo der römische Legat, an dem die hintergangene

Thusnelda ihre schreckliche Rache nimmt, vor dem Bärenzwinger weilt:

„Dies ist der stille Park, von Bergen eingeschlossen,
der auf die Lispelfrage: wo?
mir gestern in die trunkenen Sinne fiel!
Wie mild der Mondschein durch die Stämme fällt! — — "

In Anknüpfung an den letzten Vers dieser Stelle (dessen Inhalt in Prosa lauten würde: „der Mond scheint durch die Bäume") mag hier ein Gedicht von Mombert stehen:

Hoch du heller Mond.
Alles blüht hochüber mir.
Mein Haupt zu heben aus den Kissen.
Mein Haupt zu heben in die Herrlichkeit·
Mein Haupt zu heben in den Gesang.

Sowohl in Kleists metrisch abhängigen, wie in Momberts metrisch unabhängigen (rein rhythmischen) Versen spüren wir die ganze Zauberei, die dem Worte innewohnt, wenn es von Meistern des lyrischen Idioms gehandhabt wird. Die Kunst als solche ist bei beiden Dichtern die gleiche. Aber der Fortschritt in den technischen Ausdrucksmitteln bei dem modernen Dichter enthüllt sich in den kühnen Ideal-Ellipsen zwischen den beiden Abschnitten seines rhapsodischen Gebildes und der Formal-Ellipsen in den Infinitiven der drei letzten Verse mit ihrer überraschenden Klimax.

* * *

Das Wort als Sinnwert (Istwert) verhält sich zum Wort als Stimmungswert (Bedeutungswert) wie die Töne der Tonleiter zu den Tönen in einem Tonstück. Wer das lyrische Idiom als Muttersprache besitzt oder in sein Bewusstsein eingedrungen ist, empfindet von vornherein den Anschauungs-Klang- und Betonungswert der Worte und Wortfolgen zugleich mit ihrem Sinnwert; er spricht und liest sie nicht nur, sondern singt, fühlt sie auch; er verbindet unbewusst die blosse optische Wortwahrnehmung mit der akustischen, plastischen und rhythmischen; und wenn er inne wird, dass andere nicht das gleiche tun, so erstaunt er ebenso darüber, wie ein Musiker von absolutem Gehör, dass nicht alle Menschen das absolute Gehör haben.

* * *

Wie der Gebrauch entlegener Worte, falls sie nur sinnlich bezeichnend sind, dem lyrischen Idiom durchaus gemäss ist, so gehört auch die analogische Fortbildung sprachlicher Elemente, der Neologismus, zu seinem Wesen. „Car nous voulons la nuance encore!" (Verlaine). So unangebracht Neologismen im Prosastil sein können, so reizvoll wirken sie im lyrischen Stil und so sehr gerechtfertigt sind sie durch dessen musikalischen, malerischen und pathetischen Gestaltungswillen. Sie laufen dem mit lyrischem Sprachgefühl Begabten unter dem Zwange innerer Sensationen ganz von selbst unter.

Es wäre unmöglich, in der Prosasprache zu sagen: die Nacht kommt „über Blumenfelds Gelänge" ;-- ein Vogel sitzt „gestängelt auf den Aesten der Zypresse"; oder Wortkoppelungen zu bilden wie: „Ameiswimmelscharen", „Blumenwürzgeruch": aber innerhalb des lyrischen Idioms sind diese Goethischen Erfindungen Köstlichkeiten!

Die Moderne ist in der Bereicherung der lyrischen Dichtersprache mit Neologismen auf Goethes Wegen weitergegangen: zahlreiche Belege hierfür liessen sich aus den Werken von Liliencron, Dehmel, George und anderen beibringen. Aus Momberts Werken findet man weiter unten etliche zusammengestellt. Hier seien nur die ausdrucksvollen Kombinationen herausgehoben „ — meine vielgeliebt-geküsste Hand"; — „die mondbekreist-beglänzte Erde".

* * *

Der Ausdruck von Gefühl und Stimmung, wie er im lyrischen Idiom zur Darstellung kommt, lässt sich ebensowenig durch Logik auflösen, wie Gefühl und Stimmung selber. Das Unerklärliche, Unbestimmte, Halbbewusste, Schwebende, Verschwiegene, Zerrinnende aus dem jener Ausdruck stammt, gibt ihm seinen Charakter, der ganz verschieden ist vom Ausdruckscharakter unserer als Organ des Verstandes und der Verständigung dienenden Sprache. Klarheit der Anschauung bedeutet für die zum Gefühlsausdruck abgestimmte Sprache etwas anderes als für die Verstandessprache. Ist die Klarheit hier identisch mit absoluter Deutlichkeit, so ist sie dort mit der rätselvoll schillernden Helle eines Bergseegrundes zu vergleichen, oder mit dem Lichte eines Rubins, das gleichsam Tag und Nacht in sich vereinigt. Was von der Warte der Verstandessprache aus am lyrischen Idiom als Unklarheit und Unlogik empfunden wird, ist gerade seine Stärke und Eigentümlichkeit. Es ist dasjenige an einem Gedicht, was nur „durch magnetisch dunkle Kräfte" begriffen werden kann, wie Puschkin in „Onegin" sagt. Es ist das, was dem Lyriker nur dann zu Gebote steht, „wenn ihn der Gott gehoben und keine Vernunft mehr in ihm weilt," wie es Plato umschreibt — das, was Nietzsche kennzeichnet, wenn er, mit dem Blick auf Pindar und die Aeschyleischen Chorgesänge fragt: „ — diese kühnsten Verschlingungen des Gedankens, dieser ungestüm sich neu gebärende Bilderstrudel, dieser Orakelton des Ganzen — sollte der griechischen Menge durchsichtig gewesen sein?"

Da Mond und Sonne dir ewig kalt ist,
und dir das Sternengewölbe ewig alt ist,
und in der Finsternis zerreisst dein Gang:
Lausche meinem Gesang.

Diese Strophe mit ihrem fremden und doch vertrauten Klang, mit ihrer Eigenheit in Bild und Wortbewegung, mit ihren jäh sich zusammenschliessenden Linien — ein Organismus, unwiderlegbar — diese Eingangsstrophe zu Momberts „Schöpfung" bietet ein schönes Beispiel für das lyrische Idiom.

Die Sommernacht

Von Heinrich Eduard Jacob

Ein dunkler Teppich aus Grillenlauten — o niemals begonnener, niemals zu Ende gewebter Teppich! — lagern die Gärten unter der hohen und veilchenblauen Kuppel der Nacht. Das heisse Singen der Grillen ist der Grundton, auf dem der Duft der Blumen und der Sterne fortklingt. Die Nacht ist schwer von Sternen und von Blumen. In rundgezogenen Beeten stehen sich schwarzrote ewigdürstende Tulpen, makellose Narzissen so nahe, dass ihre Nacktheit sich berührt und sie einander mit glühenden Atem fast verheeren. Die feuchten Stengel rosaroter Hyazinthen zittern saftdurchschäumt und tragen ein sanftes Rauschen in ihren Glockenblüten. Kleine Paenonienbäume erheben sich aus dem musizierenden Hochgras und trinken mit violetten Blüten die Finsterniss. Schwerduftende, verspätet hangende Fliedertrauben entzünden sich gegenseitig zu mattblauen Bränden. Geöffnete Rosen wachsen und wachsen, als ob eine Sehnsucht der Wurzeln ihre Häupter zu den Sternen hinauftriebe.

Wann haben die Augen der Welt je deutlicher geblickt? Ueber dem zersprungenen Elfenbein der Milchstrasse die Cassiopeia wie ein hellleuchtendes Monogramm. Feuchtschimmernd und grün schweben die regenatmenden Plejaden, sechs kleine um eine grosse geschart. Der himmlische Perseus streckt die Arme nach der zartschimmernden Andromeda aus, die er nie erreichen wird. Die beiden Bären erheben ihre riesigen Pranken. Das feuerfunkelnde Auge des Mars spricht rote Glut aus, aber das goldene Blicken der Venus bannt sie wieder, und nicht fern von dem weissen, ruhigen Jupiter zeigt der Kranz der Ariadne seine erhabenen Edelsteine.

Wie ein riesiges, nach Innen glimmendes Fanal steht das grosse Hotel inmitten der dunklen Gärten. Die schlaffen Fahnen seiner Dächer sind in veilchenblaue Nacht getaucht, seine Säle aber überfliessen von Licht und sind mit Musik behangen . . . . mit Musik von Johannes Brahms. Der junge Künstler, der auf dem Podium vor dem Orchester steht und das Konzert auswendig spielt, ist so schön, dass die lauschenden Frauen glauben, nicht aus den Instrumenten, sondern aus der Locke, die schwer und braun über seine Stirn taumelt, ströme die Musik. Allmählich erlischt sein Spiel; nicht plötzlich: es ist ein langsam verzitterndes Hinsterben. Einen Augenblick scheint es, als ob auch die Hörer erloschen seien, dann fallen rasch die Hände übereinander. Ein Meer von Beifall plätschert aus ihnen heraus, wogt hoch auf, fliesst rauschend um das Podium und brandet an den Fenstern. Blass und mit endlosen Verneigungen schwimmt der junge Geiger darüber hinweg. Seine Seele scheint erschrocken und scheint bis in die Stirn und die zartspitzen Finger, die den Geigenhals umspannen, zu beben. Das Portal zum Garten fliegt auf, und ein breiter Lichtstreifen schiesst in das heisse Dunkel hinaus. Er verwandelt ein Stück des grillendurchsungenen Rasens in smaragdenes Grün, bis vor den ersten Beeten seine Macht erlischt. Nur eine kleine Rosenrabatte überschwemmt er noch: schämig und zitternd wie nackte Mädchen stehen die süssen Kelchträgerinnen im überhellen Licht. Die scheintote Bogenlampe über dem Portal beginnt leise zu zischen und sich langsam mit halbem Glanz zu füllen, bis sie plötzlich ganz in weissem Glühen steht. Abenteuernde Nachtfalter stürzen sogleich herbei riesige Motten pochen mit klirrenden Flügeln gegen das erleuchtete Glas und laden einander zu wahnsinnigen Tänzen ein. Eine zweite und dritte Bogenlampe flammt auf, umschwärmt von feuertrunkenem Nachtgetier. Erbarmungslos fällt das Licht in die offenen Blumen herab; befangen halten sie dem Atem an. Ein wenig verletzt dämpfen die Grillen ihr Singen, die Sterne rücken höher in den Himmel hinauf: der Garten ist geheimnislos geworden.

Die Gäste strömen langsam ins Freie. Der junge Geiger, die Musik und Brahms glänzen noch atemwarm aus ihren Reden, aber schon steht das durch die Töne zurückgedrängte Irdische wieder neben jedem, hält eine halb sanfte, halb zudringliche Umarmung bereit. Die alten Herren mit den roten Stirnen, die kein Haar mehr kränzt, setzen schleppende Schritte vorwärts und greifen mit schwerberingten Fingern nach ihren Zigarrentaschen. Lächelnd trippeln neben ihnen die Matronen in ihren kleinen schwarzen Capottehütchen in die leuchtenden Kieswege hinein, und das weisse Licht lügt Jugend auf ihre gepuderten Runzeln herab. Die jungen Herren stehen in hellen Westen und fruchtfarbenen Krawatten lässig umher, saugen mit steilen Fingern an weissen Zigaretten oder halten die Tennisschläger noch tagher in den Händen. Sie denken an die Mädchen und die jungen Frauen, die während des Spieles neben ihnen gesessen haben. An deren Gliedern hängt die Musik am längsten: ein Hauch der Sehnsucht fliesst um ihre Stirnen, verstärkt sich an den Edelsteinagraffen ihres Haares, gleitet in unsichtbaren Kaskaden um die nackten Schultern und vemischt sich mit den gewandfliessenden Hüften. Zwischendurch huschen Bediente ab und zu, Leute in stahlfarbenem Leibrock, altmodischen Kniehosen und weissen Strümpfen, und tragen silberne Tabletts umher. Hier und da entführen verlangende Hände einen Spitzkelch mit blutfarbenem Sherry, ein kleines Becherglas mit lichtbraunem Chokoladen-Cocktail oder ein Tellerchen voll süsser, rahmgetränkter Erdbeeren. Alle tun es ohne Hast, mit einer reichen Ruhe. Hastig sind allein die rauhen, bimsteingepflegten Hände der Schulknaben, die sich beeilen müssen, den kurzen Sommer auszukosten, der zwischen zwei grauen Arbeitsjahren liegt.

Nicht ewig und immer dürfen, die hier plaudern beisammen sein. In vielen Augen liegt der Abglanz anderer Himmel, der Duft fremder Sträucher gespiegelt, Da ist die erhabene und grossäugige Spanierin — Glut, Strenge! Man flüstert von ihren Juwelen und raunt sich zu, sie gliche wie durch einen Zauber der einstigen, nun längst ergrauten Kaiserin Eugenie. Wie die See über Ebbe und Flut gebietet, so zeigt ihr Leib im Spiel der Stunden Schlankheit und Ueppigkeit zugleich. Da ist der nordenglische Colonel mit den stählernen Augen, die Schwedin klar und blau wie eine Landschaft Götalands.

Die Alten sind weich und träge in einen der spärlichen Klubsessel hineingesunken. Die jungen vergönnen das gern und stehen in leichtbewegter Runde um einen solchen Mittelpunkt herum. Aber es geht auf Mitternacht. Und um Mitternacht schwingt ein krystallener Ton aus dem Mittelpunkt der Dinge und wallt über jede Kreatur: der fast unhörbare zitternde Schlag, der den neuen Tag verkündet. Eine plötzliche Kluft gähnt durch die eben noch froh gewobenen Gespräche der Menschen. Für einen Augenblick scheinen die Sterne wieder tiefer hinab und die Grillen erheben sieghafter ihre Stimme; das Dunkel scheint dem Lampenlicht ein paar Handbreit Raumes abgewonnen zu haben und die Gärten erheben eine deutliche Forderung nach Alleinsein. Als ob die Menschen es empfänden, wird ein abschiednehmendes Händeschütteln in ihrer Mitte wach, fließt weiter und greift um sich, Wasserkreise, in die ein Stein fiel. Die Alten erheben sich aus den Klubsesseln, von Kopf bis zu Fuss in ein grosses Gähnen gehüllt, die jungen verneigen sich mit leisem Bedauern. Man steht noch ein wenig in den teppichlinden Korridoren umher: dann scheidet man hierhin und dorthin. Schwer und atemholend, stehen bleibend, krachend in in den trockenen Gelenken, schleichen die Alten die Stiegen empor. — Aber die Mädchen und jungen Frauen schreiten fürstenhaft davon. Wieviele Wünsche werden noch rasch an die Silberstickerei dieser Schleppen gehängt, um im hellblauen Lichte des nächsten Vor-

tags wiedererkannt zu werden von suchenden Augen! Du süsses, dich entfernendes Rauschen . . .

Leise pfeifend kommt der Pförtner durch das leere ver und schliesst das Portal. Es dunkelt tiefer.

Die Bogenlampen werden matter und verlöschen z. Die Gärten hüllen sich wieder in schwarzblaues heimnis.

Die Grillen singen. Die Blumen duften. Die rne scheinen.

---

er Eth

on Kurt Hiller

Wie vom Aesthetiker bekanntlich der Aesthet, so vom Ethiker der Eth zu unterscheiden. Der Aesthe-er ist ein Mann, welcher die Wissenschaft Aesthetik treibt (er pflegt dabei sehr geschmacklos zu sein); Aesthet ist jemand, der in das Zentrum seines seins die stets wache Absicht eines sublimen, un-fgeregten Geniessens gestellt hat. Der Ethiker übt Wissenschaft Ethik aus — o, wenn es doch eine be! — und bleibt wer er ist, auch wenn er täglich ndelt wie sieben Schufte; der Eth weiss eventuell hts von Imperativen, Kriterien, Formalprinzipien, lebt d webt aber in jedem Augenblick seiner Bewusstheit eine Idee; kämpft, leidet, blutet; regt sich auf, cht sich gemein.

Der Aesthet und der Eth bilden miteinander eine ltur-Antinomie Sind zwei interessante Gegensatz-pen innerhalb der diskutablen Menschheit letzter ufte. (Schriebe ich unter dem Symbol der Brille, so isste ich sagen: diese beiden Typen sind von der ergrössten charakterologischen Bedeutung.)

Nun, Kleiner, versuche mal, die Antinomie zu lösen. hwierig. Denn: den Aestheten tadeln, wegen seiner asiertheit, Unproduktivität, Quietistik, das heisst be-its, sich vorneweg auf den Standpunkt des Ethen ellen; und: den Ethen veräpfeln, weil er anfechtbare ebärden macht, durch Idealismus in seiner Genuss-higkeit beschränkt ist und mit dem Lärm seiner erhand Proteste die vornehme Ironie der Geruhig-rsatilen naiv stört — das ist schon die Antizipation r Aesthetenansicht. Aber weiter: sogar der Wille, die tinomie überhaupt zu lösen, ist Ethentum; denn der sthet ist gegen Problematik, Analysen, Denktätigkeit; e alle Aufregungen, verachtet er auch die intellektualen; irgendwer recht oder unrecht habe, lässt ihn kalt; enn man ihm eine Antinomie präsentiert, äussert er rt: „Nu wenn schon!" und zieht es vor, mit spitzen ngern (unter importantem Lächeln) in den wirklich gut sorgten Memoiren der Marquise d'Y. zu blättern. iederum: Versuche einer Wertvergleichung beider ypen von vornherein als kindlich, pedantisch, lächerlich zulehnen („Wertung? — Ueberwundener Standpunkt, ein Lieber!"), ist natürlich dogmatischer Aesthetismus.

Die Sache ist ganz trostlos. Entscheide ich mich r A, ist es falsch; entscheide ich mich für E, ist es lsch; und nicht nur das: entscheide ich mich über-upt, ist es falsch; und entscheide ich mich überhaupt cht, ist es auch falsch. Der Fall ist von nieder-hmetternder Verzwicktheit. Ich habe arg zu leiden runter. Meine Freunde lachen mich aus: das wären och alles nur Begriffe, und der Hasenbraten schmeckte ir doch ganz gut dabei, und ich sollte nicht so bern sein und mich derartig ins Imaginäre einspinnen, elmehr zur Natürlichkeit zurückkehren. Aber das slachen nützt nichts, ich komme über die Geschichte cht hinweg. Freilich sind es „Begriffe", aber Be-iffe sind Abkürzungen des täglich qualvoll Erlebbaren.

Ich kenne einen Litteraten, der hat es gut. Wenn ner vor ihm enthusiastisch wird, schaltet er die Mund-nkel um, bläst mit Superiorität den Zigarettenrauch n sich und ejakuliert irgend ein saloppes Aperçu im rgon der Dandysten; legt aber einer in seiner Gegen-rt augurale Pointen auf den Tisch, so runzelt er e Brauen, zitiert Natorp und bemerkt empört, es be gewisse Leute, deren Beruf es sei, Paradoxe zu achen. Dieser Litterat, der gegen den Elan die epsis und gegen den Esprit die Moral ausspielt, ist llkommen beneidenswert; er erfreut sich einer so roischen Gewissenhaftigkeit, dass er es sogar über ch gewinnt, bei passender Gelegenheit übertrieben wissenhaft zu sein. Zu s e i n; nicht etwa zu scheinen; nn niemals posiert er, alles ist jedesmal echt. Sein immenses Bedürfnis, sich Ueberlegenheitsgefühle zu ver-schaffen, agiert nur in seinem Unterbewusstsein; ins Oberbewusstsein strahlt es sich aus als Cancan variierender Ueberzeugungen.

Dieser Litterat, der es leugnet, ein Aesthet zu sein und es in so hohem Grade ist, dass er sogar zuweilen Eth ist, imponiert mir unsagbar und ist mir masslos widerlich. Aber ich habe gar kein Recht, ihn masslos widerlich zu finden: denn erstens kann ich nichts zu seiner Widerlegung sagen, und zweitens ist es bereits Ethentum und mithin Dogmatismus, überhaupt ein Phänomen widerlich zu finden, etwas minus zu be-werten. Jedoch — o Unheil! — mir aus sittlichen Erwägungen das gute Menschenrecht streitig zu machen, irgend wen oder was masslos widerlich zu finden — ist das nicht Ethentum reinsten Wassers?! Ich halte es nicht mehr aus. Andauernd schliessen sich circuli. Ich platze. Was nützt mir meine prophetische Ahnung, mein Historiker-Riecher, dass die Zeit, wo Aesthetismus, kultivierte Indifferenz, witzige Passivität fashionable waren, sehr bald vorbei sein wird, und dass der Eth, der Wollende, Gesinnungsvolle, Kämpfende, dass Politik, Begeisterung und Tendenzdramen wieder in Mode kommen werden? Diese Mutmassung, und wäre sie selbst eine Erkenntnis, frommt mir Platzendem wenig; denn das, was sein w i r d, ist ja nicht identisch mit dem, was sein soll. Und so muss ich denn wehrlos und untätig mir mitansehen, wie ich der Selbstver-nichtung anheimfalle: ich, ein Eth wider Willen, und nicht einmal wider Willen.

Die Gehemmten

Von Erich Unger

Erste Szene

Berlin Strasse am Nordhafen Abend

Harry (dreiundzwanzig Jahre) und Leo (vierundzwanzig Jahre), zwei Leute, wie sie der Autor braucht.

Harry: Ich werde Dir Deinen erotischen Lebenslauf voraussagen. Nach zehn Jahren wirst Du zu mir kommen und mir sagen, dass Du ein Ladenmädchen angesprochen hast, sie sei aber leider verabredet gewesen. — Nach weiteren sieben Jahren wirst Du zu mir kommen mit der Mitteilung, dass Du in der Elektrischen ein Weib gesehen hast, die Dir nicht un-geeignet erscheine, mit ihr zu verkehren. — Schliesslich wirst Du noch einmal im Alter von zweiundachtzig Jahren mir sagen, dass Du ein Ladenmädchen angesprochen hast und Du seist der Ansicht, es sei nicht ausgeschlos-sen, dass daraus ein Verkehr sich ergeben könne. Aus diesen Deinen drei Mutmassungen wird Dein Liebesleben bestehen.

Leo: Es wird kommen, wie Du gesagt hast. Im Alter von zweiundachtzig Jahren werde ich ein Ladenmädchen ansprechen und Dir sagen, ich sei der Ansicht, es sei nicht ausgeschlos-sen, dass daraus ein Verkehr sich ergeben könne. Dies aber ist der Fluch, der auf unserem Geschlechte lastet: Dir wird es eben-so ergehen. Auch Du wirst nie zu einer Ver-einigung mit einem Weibe kommen. Und dies: n i c h t, da die Natur uns einen soma-tischen Mangel anhing, sondern weil unser ans Staunen gewöhnter Geist unfähig ist, die sexuellen Phänomene in ihrer Einfachheit zu begreifen Unser Geist sträubt sich mit aller Macht dagegen, simpel von der Sexualität zu denken, und so bringen wir es nicht einmal über uns, ein Ladenmädchen anszuprechen.

Harry: Das m ü s s e n wir aber über uns bringen und zwar h e u t e noch. Sonst erfüllt sich Deine grässliche Prophezeiung. Nachher werden wir eine ansprechen, auch wenn uns diese Tat so ungeheuer erscheint, dass Mitteleuropa da-von erzittert.

Leo *entschlossen:* Jawohl, ansprechen, überreden und sich zum Verhältnis machen!

Harry: Wir werden doch noch unseren freien Willen haben!

Leo: Nimm Dich in Acht vor unserem freien Willen. Wer kann wissen, was unser freier Wille vorhat.

Harry: Das ist der Punkt. Es kann eine unglaub-liche Phantasmagorie der Seele vorliegen. Es kann sein, dass unser wirklicher, unterster, tiefster Wille sich unserem Bewusstsein e n t-z i e h t, dass wir ihn nicht wahrnehmen, und w a s wir für unseren Willen halten, sind viel-leicht fälschliche Auslegungen, völlig ver-schleierte und verzerrte Bilder unseres wirk-lichen Willens. Welch eine Vermessenheit war es, die Selbstbeobachtung als etwas Sichereres hinzustellen als die Beobachtung der äusseren Welt Als gäbe es hier weniger Abgründe und neblige Rätsel! Wer kann wissen, was unser Wille will.

Leo: Ja, ich w i l l aber doch ein Ladenmädchen ansprechen. Möge mein Unterbewusstsein wollen, was es will. Was ich nicht weiss, macht mich nicht heiss.

Harry: Recht sprachst Du! Auf denn une lasset uns unser Unterbewusstsein desavouieren. Wir w o l l e n eine ansprechen!

Zweite Szene

Reinickendorf

Gegenüber ein Warenhaus, das die Verkäuferinnen verlassen.

Harry *betreten:* Ist denn hier überhaupt Gelegenheit, eine Bekanntschaft zu machen?

Leo: *Tief aufstöhnend:* Leider — — ja.

Harry *betreten:* Leo, denke daran, dass der Versuch, gehemmte Sexualität freizugeben, sich in A n g s t umsetzt.

Leo *betreten:* Jawohl, jawohl — aber, wenn wir sie unterdrücken, so i s t sie nicht das Zeichen unseres wirklichen Willens.

Harry *geängstigt:* Sieh mal — die dort — mit den rosa Blumen — ist die nicht hübsch?

Leo *geängstigt:* — die? — die? — nein, sie ist zu dünn.

Harry *mit verzweifelter Brutalität gegen sich selbst:* Zu dünn, Leo?! — abzüglich unseres Unter-bewusstseins auch zu dünn?!

Leo: *Erschreckt:* Abgesehen von unserem Unter-bewusstsein — ist sie zu dünn.

Sie atmen beide masslos erleichtert auf.

Dritte Szene

Humboldthain

Sie haben ein Mädchen angesprochen, das zwischen ihnen geht.

Harry: Fräulein, wie oft kommen Sie denn um neun Uhr raus?

Das Mädchen: Einmal in der Woche.

Leo: Gehen Sie da öfter durch den Humboldthain?

Das Mädchen: Nö.

Leo: Sie haben aber einen schönen Schirm, wo haben Sie denn den gekauft?

Das Mädchen: Das weiss ich nicht mehr genau.

Leo: Ich rede wohl dummes Zeug, Fräulein, was?!

Das Mädchen *aufrichtig, etwas in Leo verliebt:* Och nein!

Harry *zu Leo:* Das kommt daher, lieber Leo, dass Du Dich auf der Ebene der Tatsächlichkeiten, der Fakten, eben nicht bewegen kannst.

Leo: Ja, natürlich — ich bin hoffentlich das Gegen-teil von einem „wissenschaftlichen" Menschen, von einem Händler mit alten Tatsachen, dessen Optik nur auf Gegenstücke der Sinne ein-gestellt ist.

Harry: Nebenbei, lieber Leo, ist mir neulich einge-fallen, dass der Gegentypus dieser wissen-schaftlichen Faktenanbeter, nämlich die Aesthe-ten, die das Wahrheitssammeln verachten und die Schönheit zu lieben vorgeben — dass also die Aestheten den Tatsachenmenschen nichts, aber auch garnichts vorzuwerfen haben, keinen Grund haben, über sie die Nase zu rümpfen — und warum? Weil beide ein und desselben Geistes Kinder sind. Bedenke

das! Zwei grössere Gegensätze sind garnicht denkbar: der bebrillte, verkrüppelte, dreihundertjährige Tatsachensucher — und der elegante wunderbar anzusehende Aesthetenmensch — im wichtigsten Punkte gehören sie völlig zu ein und demselben Menschen = Genre: Das Niveau ihres Geistes ist völlig gleich. — Lass mich ausreden, lieber Leo, ich werde es Dir nachweisen. Ich will mir nicht einen beliebigen Aestheten aussuchen, sondern anerkannte Typen dieser Klasse: ich werde die Schöpfungen von Wilde und Huysmans zum Paradigma nehmen. Am schärfsten springt es bei Huysmans in die Augen. Du kennst seinen Roman: „Gegen den Strich", in dem jener Herzog Des Esseintes vorkommt, ein einziger zuckender Nervenkomplex, das Extrem derer, die vom Schönheitsfieber befallen sind. In der betäubenden Atmosphäre dieses Buches passiert kaum eine Handlung; es zittert und leuchtet in Farben, es weht von Düften, die Empfindungen des Geschmackes wachsen zu ungeheuerer Bedeutung an, nirgends empfundene optische Reize von tausend seltsamen Steinen, abnormen Pflanzengebilden lässt der kranke Duc des Esseintes auf seine Augennerven wirken. Das Phänomen dieses Herzogs ist folgendes: Zwei Sphären gibt es, aus denen sich die Menschen die Sensationen ihres Lebens holen können: die Sphäre der äusseren Gegenstände und die Sphäre in der die äusseren Gegenstände in ihrer Selbständigkeit aufgehoben sind und nur als Symbole anderer Gegenstände figurieren, die nicht unmittelbar der äusseren Erfahrung angehören, kurz, die Sphäre der Sinnlichkeit und die des Denkens. Der Geist, der zu schwach ist, sich auf der Ebene des Verknüpfens und Auflösens der Gegenstände zu halten, sinkt unweigerlich auf die Ebene der Gegenstände selbst herab, das heisst: er freut sich am Tatsachensammeln oder am optischen Reiz der Steine und Pflanzen. Hier hast Du die innerste Gemeinsamkeit des Wissenschaftsmaulwurfs und des Aestheten. Quod erat demonstrandum.

Das Mädchen: Na, adjö.

Harry *erstaunt:* Aber, Fräulein, warum gehen Sie weg —

Das Mädchen: Jao. *Sie geht.*

Beide sind sehr erstaunt, aber im Grunde ihres Herzens nicht verstimmt.

„Bücher zu Geschenkzwecken"

Ein bel esprit hat richtig herausgefunden, dass diese Bemerkungen über Bücher von „einem koketten Historismus" dirigirt werden. „Ein Wühlen in absterbenden oder abgestorbenen Erinnerungswerten, in Urzeitpetrefakten — und nicht einmal aus Ueberzeugung — das will ich von dieser prätentiös modernen Zeitschrift nicht glauben — sondern einfach um der überraschenden Haltung willen. Wollen Sie das Dasein einer zeitgenössischen Literatur leugnen?"

Nein. Aber die Dichtigkeit dieses Daseins ist ein Problem, weil wir Bewustseinserlebnisse in uns vorfinden, die sich weit über die Grenze der Inhalte erheben, die die zeitgenössische Kunst in sich aufgenommen hat. Eine weit schlechtere Literatur kann ihrer Zeit genügen, wenn eine Gleichheit ihrer Inhalte besteht. Aber in unserer Zeit ist die anspruchloseste aller geistigen Betätigungen die ästhetische. Diese Inkongruenz webt sich gefühlmässig dem Kunstwerk ein: und längst historisch gewordene Dichtungen tragen diesen Charakter ihrer Epoche in sich, wie ihn die meisten ästhetischen Produkte unserer Zeit in die Geschichte tragen werden. Und um dieses Gefühl einer bestehenden Widerspruchs praktisch zu entblössen, es wach zu erhalten, weise ich auf reinere Kunstwerke vergangener Zeiten zurück: obschon ich zu bedenken ersuche, dass diesem Charakter eine heitere, willige Aufnahme genau entspricht. Es ist selbstverständlich, das diesen Werken nach Möglichkeit jeder äussere Schein eines historischen Daseins genommen wird: genau dies ist die psychologische Bedeutung zeitgemässer Neuausgaben.

Die Tätigkeit der meisten Verleger ergriff zunächst die standard works. Es ist das besondere Verdienst des Verlages Georg Müller in München, dass er peripherischen Geistern zu ihrem Recht verholfen hat. Und nicht nur die Deutschen, sondern auch die grossen Dichter der Fremde.

Als Prototyp dieser Bemühungen sei zuerst die Maassenschen Ausgabe der Werke E. T. A Hoffmanns genannt. Prachtvoll im Aeusseren, gewissenhaft im Textlichen, stilvoll bis zur Seitenzahl: so stellt sich ein ganz neuer Typus einer wissenschaftlichen Edition in dieser Ausgabe dar. Der „Zeitgeschmack" ist unseren Bedürfnissen leise angepasst, eine ausgezeichnete Type von ungemeiner Klarheit ermüdet nie, zahllose Beigaben hoffmannscher Zeichnungen verstärken die Eindrücke des Lesers: es ist eine Athmosphäre von Leben um diese Bände, die jedem Bücherliebhaber bei der leisesten Annährung in den Fingerspitzen zittern muss. Im Uebrigen ist über E. T. A. Hoffmann in dieser Zeitschrift ausführlich abgehandelt worden.

Solider, mehr ein gelehrtes Interesse ausprägend bietet sich die Ausgabe der Werke Brentanos an, die zum ersten Mal das gesamte Material veröffentlichen wird. All die Seelenzustände, die sich in der Breite eines Jahrhunderts entfaltet haben, blitzen irgendwann in diesem Werk einmal auf. Aber es bedarf eines willigen Geistes, um Brentano als das Wunder zu erleben, dass seine Freunde begeistert entflammte: es bedarf Verständnis für den Reiz, den die Verkuppelung von Hohn und Buße in der empfindsamen Brust auslöst. Es gibt Verse von Brentano, die wie aus Traum hervorzurinnen scheinen: Verse die sich in Legenden verflechten, als seien die Fragmente einer alten Klosterschrift. Keiner seit Calderon hat die Ekstase des katholischen Gefühls so empfunden wie er: keiner das Erlebnis der Sünde so wie er erlitten: wie aus ganz verkrustetem Herzen der milde Strom menschlichen Sehnens hervorbricht. Alle Schmerzen des Frühlings sind in dieser grossen Dichtung, die er „Frühlingsschrei eines Knechtes aus der Tiefe" überschrieben hat. Und der gleiche Geist gestaltet sich zu dem mondlichtumflossensten Märchen deutscher Sprache: zu jener Gockellegende, die die Süße Eichendorffscher Nachtgedichte mit der geheimnissvollen Weltgefühlen durchsättigt. Diese neue Brentano-Ausgabe reizt zu neuen Entdeckungsfahrten: ich glaube nicht, dass ein empfänglicher Geist ohne reiche Fracht zurückkehrt.

Tief in die Probleme unserer Zeit führen die Gesamtausgaben zweier Dichter, die gleichsam das neunzehnte Jahrhundert in die Literatur ihres Landes gebracht haben: Gogol und Thackerey.

Die Werke Gogols, die Otto Buek herausgibt, bieten zum ersten Mal den Dichter in deutscher Sprache dar, der die literarische Union Russlands mit Europa herbeiführte. Schon seine Problemstellung ist neu: sein Held ist die Masse. Da seiner Darstellungskraft ideale Persönlichkeiten fern lagen, gab er die Kleinlichkeit der Verachtung preis; indem er die Chlestakows und Tschitschikows in ihrer holen Brutatität entblösste, stellte er das Beispiel hin: so sollt Ihr nicht sein. Aber man darf über diese gleichsam nur sekundären Bemühungen des Moralisten nicht vergessen, dass sie nur Versuche eines ideal bemühten Geistes sind, seine Beschäftigung mit dem Kläglichsten der Zeitlichkeit zu rechtfertigen: so zu rechtfertigen, dass er selbst daran glauben konnte. Die moralische Rechtfertigung hatte für ihn den Wert eines Schlüssels, der die sonst vielleicht verschlossenen Pforten öffnet: jetzt liegt die Welt in Breite vor ihm und er kann sich in die Wirklichkeit, in ihre Torheiten und Lächerlichkeiten mit seiner wahrhaft homerischen Liebe zum Détail versenken, ohne seiner idealen Sehnsucht etwas zu vergeben. So gestaltet sich dieses grosse Werk: Die toten Seelen, und als sein Gegenspiel in der Traumsphäre der Abenteuer entsteht die Kosakeniliade des Taras Bulba und die Heimatserzählungen, die Schwermut und romantische Idylle innig verschwistern.

Fortsetzung folgt

Fliegenklappe

Der neue Klub bittet um Veröffentlichung der folgenden Erklärung

Eines jener Blättchen, deren Namen niemand in den Mund nehmen kann, ohne sich dem Verdacht auszusetzen, er sei Koprophage, untersteht sich, das Geräusper zu veröffentlichen, womit irgend so ein Ungebetener, so eine Fliege, so ein anonymer Kommis das Neopathetische Cabaret „kritisch-ridikül" würdigt. Wahrhaftig höchst ridikül, gegen Lyrik einzuwenden, dass sie keine „Tatsachen" enthalte, — und aus dem Faktum, dass man ein Kunstwerk nicht kapiert hat, zu schliessen, das müsse an dem Kunstwerk liegen: als ob schon jemals einem Rhinozerosse, welches sich in einem Spiegel beschaut, ein anderes Bild als das eines Rhinozerosses entgegengeleuchtet hätte.

Es erübrigt sich daher, das Blech zu beklopfen, das besagter Ladenschwengel über die Dichterin Else Lasker-Schüler und den Dichter Georg Heym geäussert hat. Freilich klebt an dem Blech der üble Rost von allerhand Phantastisch-Anekdoteskem. Die wesentlicheren Unwahrheiten seien hier richtiggestelltn. Wir werden beschuldigt einer „Missachtung vor dem für einen überwundenen Standpunkt erklärten Schiller", wir hielten aber „nicht nur Schiller, sondern zum Beispiel auch (!) Ludwig Fulda und andere Dichter (!) für abgetane Grössen". Diese Vorwürfe treffen uns nicht; der erste schon aus grammatikalischen Gründen nicht: insofern niemand aus unserem Kreise sich dazu bereit finden würde, einen Menschen für einen Standpunkt zu erklären; — der zweite einfach deshalb nicht, weil man jemanden doch nur dann für eine abgetane Grösse halten kann, wenn man der Meinung ist, er sei früher mal eine wirkliche „Grösse" gewesen; als welches im Falle Fulda zu behaupten den Anschauungen, denen wir huldigen, nicht entspräche. Im übrigen haben wir an unseren literarischen Abenden Wichtigeres zu tun, als an Schiller oder Fulda Judikaturen zu heften, und die uns insinuierten Stellungnahmen hat sich die Fliege aus den Beinchen gesogen. Schwindel ist ferner, dass der Vorsitzende des Neuen Klubs mit einem berühmten Strafrechtslehrer „zusammen an einem juristischen Werke arbeitet, also ein ganz vernünftiger Mensch sein muss". Da die Prämisse entfällt, erhält der Herr Kommis hoffentlich auch die beleidigende Schlussfolgerung nicht mehr aufrecht. Es ist weiss Gott kompromittierlich, in jenem sauberen Blatte der Vernünftigkeit geziehen zu werden . . . Mit ganz besonderer Stosskraft aber muss man die Bezichtigung zurückweisen, dass wir uns „die Haare bis in den gekrümmten Nacken hineinwallen lassen". Solche Gebräuche selbstverständlich — das war schon den Presspiraten zur Zeit der Völkerwanderung bekannt; oder sollte die Schablone noch älter sein? — sind das Kriterium völliger Talentlosigkeit und Verrottung. Nun frage ich aber jeden, der uns kennt, auch die sachlichen Gegner, ob wir diesen Vorwurf des wallenden Haarwuchses tatsächlich verdienen? Auf Ehre und Gewissen: sind meine Freunde nicht sämtlich kurzgeschoren?? — Der Einzige, der sich getroffen fühlt, bin ich. Nun gut: das nächste Mal werde ich mir die Locken schneiden lassen.

Kurt Hiller

Verantwortlich für die Schriftleitung
HERWARTH WALDEN / BERLIN-HALENSEE
Verantwortlich für die Schriftleitung in Oesterreich-Ungarn
I. V.: Oskar Kokoschka

 Verantwortl. f. d. Anzeigen: D. G. Friedrichs-Hannover / Verlag Der Sturm Berlin Halensee Geschäftsstelle u. Anz.-Annahme: Berlin W. 35 / Druck v. Carl Schüssler-Hannov